



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn der Häuptling krank ist

Wenn der Häuptling krank ist

Schw. Felizitas, Kombo

Fa, das ist gar nicht so einfach, wenn der Häuptling krank ist. Wer sich davon ein richtiges Bild machen will, müßte schon einmal Augenzeuge sein von diesem wichtigen Ereignis. Da das aber sozusagen unmöglich ist, so will ich versuchen, diesen hochwichtigen Akt, der übrigens nicht sehr selten ist, zu schildern. Ich muß aber hier vorausschicken, daß diese Krankheiten keine eigentlichen Krankheiten sind, sondern meist hat er etwas zuviel gegessen oder getrunken; und tut hier eine Portion Bittersalz prächtige Dienste.

Unser Häuptling ist noch ein rüstiger Mann in den fünfziger Jahren. Er geht ganz europäisch gekleidet, liest und schreibt gut, ist gewandt im Sprechen und kann sich sehr gut benehmen. Im übrigen ist er aber genau so abergläubisch und beschränkt wie alle andern, und fürchtet sich ganz besonders vor dem Sterben. Er ist noch Heide und hat acht Frauen. Obwohl gut unterrichtet in der Religion, kann er sich doch nicht entschließen, seine übrigen Frauen zu entlassen und ein christliches Leben zu führen. Aber sterben will er nicht als Heide, nein, da will er schon vorher getauft werden. Fühlt er sich nun einmal unpäßlich, so denkt er sofort, es könnte schief gehen. Die Angst macht ihn dann kränker als er ist. Sofort ist der ganze „Hoffstaat“ alarmiert, und einer von den Prinzen oder von den Prinzessinnen oder sonst ein Kammerherr oder eine Hofdame wird auf die nahe Mission geschickt, um angsterfüllten Blickes zu melden: „Der Häuptling ist krank, die Schwester soll gleich kommen.“ Da der Krankheit meist eine Schachpartie oder sonst ein Festgelage vorausging, so weiß unsere Krankenschwester schon, was sie mitzunehmen hat: 1. Die unvermeidliche Dosis Bittersalz und 2. den Thermometer; dieses Instrument darf nicht fehlen, da sie meinen, man könne so ziemlich alles davon ablesen. Kommt die Schwester dann in die Nähe des „Königschlosses“, so kann sie sich kaum eines Lächelns erwehren. In zwei langen, schnurgeraden Reihen sitzen die Räte, wollen wir einmal sagen, die „Mitglieder des Landtages“, am Boden, in Wolldecken eingehüllt, und wiegen ihre klugen Häupter hin und her, leise den ernstesten Fall besprechend. Hat sie dann die Reihe durchschritten und ist sie in den vielen Vorhöfen, die so eine Häuptlingshütte umgeben, angekommen, so wird das Bild noch interessanter. Hier stehen oder kauern die intimen Hofräte, wenn man sie so nennen will. Dann kommt der eigentliche Hoffstaat. Prinzen und Prinzessinnen in allen Sorten und Größen, Hofdamen und Kammerherren, Köche und Leibdiener, alles steht und sitzt und läuft durcheinander. Doch alles ist nun mäuschenstill; nichts ist zu hören von dem gewohnten Lärm.

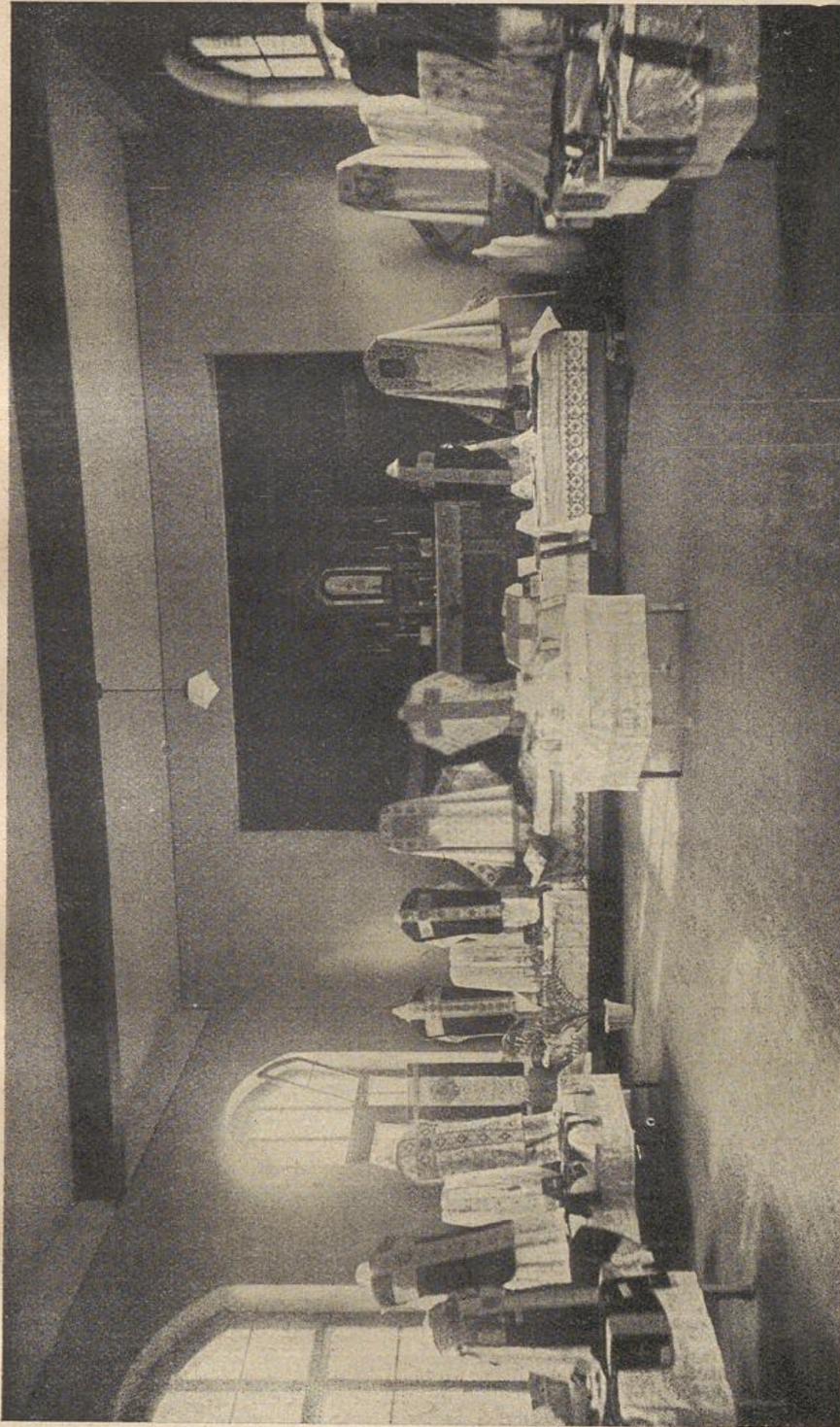
Jetzt tritt die Schwester über die Schwelle des Krankenzimmers. Konnte sie sich zuerst kaum des Lächelns erwehren, hier muß sie sich auf die Zunge beißen, um ernst zu bleiben. Auf einer Holzbettstelle, die ganz ausgelegt ist von allerlei Ziegen- und Kuhhäuten liegt der kranke Häuptling. Am Kopfende der Bretter hockt die Königin, das Lieblingsweib, und hat den Kopf des kranken Königs auf den Schoß. Vor dem Bette ist eine Matte ausgebreitet und darauf steht, ziemlich vorn, daß man den Wohlstand doch ja bemerkt, ein nagelneues Gefäß. Den noch übrigen Raum nehmen die Minister, der Kronprinz und einige Lieblingsprinzessinnen ein. Alle stumm vor Schmerz.

Ehrfürchtig macht man der Schwester Platz; mit mattem Augenaufschlag begrüßt sie der Kranke. Sprechen kann er natürlich nicht. Das ist auch gar nicht nötig, die andern wissen ja viel besser, was ihm fehlt. Der „Staatssekretär“ ergreift nun das Wort und erklärt der Schwester mit den dazu gehörigen Gesten lang und breit den Verlauf der Krankheit.

Also, die Krankheit habe am Kopf angefangen, sei dann in den Rücken gezogen, von da aus über die Achsel in die Brust gekommen und zuletzt in den Leib hinuntergefallen, und jetzt müsse er alles erbrechen. Mit dem Finger beschreibt er dabei exakt die Linie auf dem Körper des Kranken. Eigentlich eine ganz natürlich richtige Reihenfolge. Bei Überladung des Magens oder bei dem in den Tropen so häufigen Gallenfieber fängt es mit Kopf- und Rückenschmerzen an, und Leibweh und Brechreiz stellen sich auch ein. Nur die Art und Weise, wie die Leute das ausdrücken, ist so drollig.

Nachdem nun die Schwester mit viel Geduld den Krankheitsverlauf angehört hat, kommen zwei wichtige Momente: 1. Der Puls wird gefühlt, und 2. das Thermometer wird eingelegt. Atemlos warten alle, solange die Schwester dieses außerordentliche Ding unter dem Arm festhält. Was wird da wohl alles herausgemessen werden, Tod oder Leben? Nein, diese Europäer die haben doch einen Verstand, so einen Krankheitsmesser zu erfinden. Solche und ähnliche Gedanken lassen sich mühelos von den Gesichtern ablesen. Die Spannung steigt mit jeder Sekunde. Endlich wird das vielbestaunte Instrument hervorgezogen. Aller Blicke sind auf die Schwester gerichtet. Sogar der Kranke sucht in ihren Zügen zu erforschen, ob die Krankheit zum Sterben sei oder nicht.

Natürlich sagt die Schwester nun einige beruhigende Worte und versichert, daß der Häuptling in einigen Tagen ganz bestimmt wieder gesund sei; und alle atmen erleichtert auf. Dem Kranken selbst wird es bei diesen Worten auch schon gleich etwas besser, und willig schluckt er das Bittersalz.



Missionsausstellung in Dülken, April 1930

Am Nachmittag muß man natürlich nochmals nachschauen, und am nächsten Tag ist er meist schon wieder gut.

Der Schrecken verwandelt sich nun in Freuden, und es kann vorkommen, daß bei dem Freudenmahle, das daraufhin gehalten wird, auch wieder ein Rückschlag der Krankheit eintritt, nämlich, wenn er nochmals des Guten zuviel tut.

K

In letzter Stunde

Gin heißer Samstag, aber ein Freudentag für mich. Eben war ich im Begriff, einen Heiratskandidaten zu unterrichten, als der Pater Missionar zu mir kam mit der Nachricht, es seien zwei Bittsteller gekommen, die Krankenbesuche wünschten. Da nur einer der Patres zu Hause war und auch dieser im Begriffe stand, auf eine Außenstation zu gehen zum Sonntags-Gottesdienst, und Pater Rektor ebenfalls draußen war und nicht vor halb drei Uhr zurück sein konnte, so bot ich mich an, den einen Kranken, einen etwa 25jährigen heidnischen Burschen, besuchen und taufen zu dürfen, falls er es verlange und in Gefahr sei. Mit Freuden sagte der Missionar zu, und so machte ich mich reisefertig. Nach einer Viertelstunde bestieg ich meinen Gaul und ritt in Begleitung des Mädchens, das gekommen war, den Missionar zu rufen, und einem meiner Schulkinder hinaus in die Berge, Freude und frohe Hoffnung im Herzen, die erste Taufe spenden zu dürfen.

Ein schweres Gewitter schien hereinzubrechen; die Blitze zuckten, der Donner krachte. — Wir empfahlen uns dem heiligen Schutzengel und ritten mutig weiter, bald bergauf, bergab, dann wieder ging es durch einen Fluß. Die Zeit verstrich mir zu langsam, der Weg schien mir so weit, sehr weit, denn ich fürchtete, der Kranke könne sterben ohne die heilige Taufe. Nach etwa 2½stündigem Ritt, etwa gegen 3 Uhr nachmittags, erreichten wir die Hütte des Kranken. Ich trat in dieselbe mit dem Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Kranke lag auf einer Matte am Boden. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden und munterte ihn auf zum Gottvertrauen. Auf meine Frage: „Du glaubst an Gott?“, antwortete er: „Ngiyakolua“ — ich glaube. „Glaubst Du an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, der für uns litt und starb?“ Mit großer Anstrengung sprach er wieder: „Ich glaube.“ „Willst Du ein Gotteskind werden und die heilige Taufe empfangen?“ „Ngiyatanda“ — ich möchte es. Er versprach mir, zu lernen, falls er wieder gesund werde. Ich betete